

High as a Kite

Sie musste sich beeilen. Sie durfte den Termin nicht verpassen. Schmidt hastete die Karlsgartenstraße hinunter in Richtung Hermannstraße. Sie war auf Höhe der türkischen Bäckerei, als sie den Schrei hörte. Unmittelbar darauf kreischten Bremsen, dann kam die stumpfe Aufprallsequenz von Körper auf Metall und Körper auf Asphalt. Schmidt rannte jetzt. Die Unfallstelle lag auf der Hermannstraße, vor der Durchfahrt zu den Hochhäusern, gegenüber von dem Bulgarencafé. Noch war alles still. Wie immer in solchen Momenten, nahm Schmidt die Details übertrieben scharf wahr: Das fahle Licht der Straßenbeleuchtung, den dunklen Mittelklassewagen, der beim Bremsen geschleudert hatte und nun im weiten Winkel zur Fahrbahn stand, den Fahrer, der für einen Moment lang seinen Kopf auf den Lenker sinken ließ, vor allem aber den leblosen Körper auf dem Asphalt.

Tchavo lag auf dem Bauch. Im Neonlicht glänzte seine billige schwarze Steppjacke ölig. Die Jeans mit den silbernen Ziernähten und kunstvoll gesetzten Rissen und Löchern war nach unten verrutscht, so dass der Ansatz seines dicklichen Jungshinterns bloß lag. Schmidt kniete neben ihm. Sie musste Tchavo nicht umdrehen, um zu wissen, dass er tot war. Trotzdem suchte sie mechanisch nach seinem Puls. Nach ein paar Sekunden ließ sie sein Handgelenk wieder sinken. Dann sah sie es: Sie hatten Tchavo die Fingernägel ausgerissen. Schmidt starrte auf die rohen Fingerspitzen des Jungen. „Das“, dachte sie, „ist also das Bild, das Du für den Rest Deines Lebens vor Augen haben wirst.“

Um sie herum war es plötzlich laut. Überall drängten Menschen aus den Wettbüros und Internetcafés, riefen Rettungswagen, redeten aufeinander ein. Die wenigsten hier sprachen Deutsch - Türkisch, Arabisch und Englisch mit schwerem afrikanischem Zungenschlag herrschten vor.

„You see that? He no look left nor right, just ran onto da street and – boom!“

Schmidt sah, wie sich zwei Männer in die Durchfahrt zurückzogen.

„Fuckin Arabs!“ sagte ein Afrikaner und spuckte aus.

Aus der Richtung Rollbergstraße flackerte Blaulicht auf. Schmidt hatte keine Lust, ihren Ex-Kollegen zu begegnen. Sie stand auf und ging zurück nach Hause, in die Fontanestraße. Als sie die Haustür aufschloss, zitterten ihre Hände. In der Wohnung stand Schmidt lange im Dunkeln und sah hinaus in den Park. Schließlich rief sie die Therapeutin an. Sie sagte ihr, dass sie nicht mehr kommen würde. Heute nicht, überhaupt nicht mehr. Die Therapeutin schwieg.

„Über die Konsequenzen sind Sie sich im Klaren, Frau Schmidt?“ fragte sie endlich.

„Vollkommen im Klaren“, sagte Schmidt.

Dann legte sie auf.

Zwei Tage zuvor hatte Schmidt wie immer um sieben Uhr ihren Morgenlauf durch die Hasenheide gemacht. Für Ende Dezember war es eher mild, aber der Himmel hing tief und ab und zu trafen schwere Regentropfen Schmidt hart ins Gesicht. Außer ihr war niemand unterwegs. Nur die Dealer standen an den gewohnten Plätzen: Die Schwarzafrikaner am Eingang Wissmannstraße, die Libanesen oberhalb des Jahn-Denkmal. Einen Block weiter, ab dem Streichelzoo, regierten wieder die Schwarzafrikaner. Anders als sonst, hatten sie sich jedoch nicht einzeln oder zu zweit postiert, oder saßen auf den Lehnen der Parkbänke. Stattdessen standen sie in Gruppen beisammen und diskutierten erregt miteinander. Ihre Kundschaft hatten sie offensichtlich vergessen. Als Schmidt an ihnen vorbeilief, sah einer der Afrikaner hoch und musterte sie feindselig. Schmidt legte Tempo zu. Sie scannte beim Laufen unauffällig den Park, sichtete aber nirgendwo Zivilfahnder. Auf Höhe des Freibads bog sie scharf nach rechts ab, ließ die Hasenschänke mit ihrem verkommenen Nierentisch-Charme links liegen und lief nun geradeaus. Sie legte einen Sprint ein und schloss ihren Lauf am Ausgang Karlsgartenstraße mit ein paar Dehnungsübungen unter der Jahn-Eiche. Wieder zu Atem gekommen, ging Schmidt hoch in ihre Wohnung und duschte.

Danach stand sie mit einem Kaffee an der Balkontür und sah hinunter in den Park. Es war kurz nach acht, aber es sah nicht so aus, also ob es noch einmal hell werden würde. Schmidt überlegte, ob sie Tariq wegen der Dealer Bescheid geben sollte. Dann schüttelte sie den Kopf. Sie musste lernen, loszulassen. Sie setzte sich in die Küche und dachte darüber nach, wie alles gekommen war.

Krüger hatte es zuerst erwischt. Der alte Kommissar hatte Schmidt hatte alles, was sie über die Arbeit wusste, beigebracht. Und nicht nur ihr – auch den anderen Kollegen. Krüger war die stille Autorität des Abschnitts gewesen. Aber Anfang des Jahres war ihnen plötzlich der Neue vorgesetzt worden. Seitdem war es in den Dienstbesprechungen nur noch um Zahlen und Statistiken gegangen. Krüger hatte das Augenwischerei genannt und auch sonst nicht mit seiner Meinung hinterm Berg gehalten; dafür war er zuerst auf einen anderen Abschnitt versetzt, und dann krankgeschrieben worden. Inzwischen war er frühverrentet.

Schmidt war die Nächste gewesen. Ende März, kurz nach Krügers Versetzung, hatte der Neue in der Kantine Witze über ihn gerissen. Die anderen hatten betreten geschwiegen. Schmidt war aufgestanden und hatte dem Neuen rechts und links eine gescheuert. Am nächsten Tag war sie zum Amtsarzt bestellt worden. Der Arzt war Mitte dreißig – ungefähr so alt wie der Neue. Er hatte sich mit abwesendem Blick Schmidts Sicht der Dinge angehört und sie dann polizeidienstunfähig geschrieben. Bei positivem Abschluss einer Verhaltenstherapie würde ihr Fall in einem Jahr noch einmal geprüft. Ihre Bezüge würde sie solange weiter erhalten.

Eine Woche später hatte Schmidt sich von ihren Kollegen verabschiedet, hatte Uniform, Dienstwaffe und Spindschlüssel abgegeben und war nach Hause, in ihre Wohnung

in Treptow, gegangen. Im Bad hatte sie sich lange im Spiegel studiert. Sie war Mitte vierzig, die Zeiten, in denen man sie für fünf oder zehn Jahre jünger gehalten hatte, waren vorbei. Plötzliche Falten zogen sich von der Nase zum Mund und unter ihren blauen Augen lagen tiefe Schatten. „Siehst Scheiße aus“, hatte Schmidt zu ihrem Spiegelbild gesagt. „Änder was!“ Sie hatte sich angezogen und ihre Reisetasche gepackt. Als sie Thomas eröffnet hatte, dass sie sich von ihm trennen würde, war er nicht überrascht gewesen.

Nach ein paar Tagen im Hotel hatte Schmidt die Wohnung in der Fontanestraße gefunden: Zwei Zimmer, hohe Decken, Balkon mit Parkblick, bezahlbar, in ihrem angestammten Kiez, aber weit genug weg von der alten Wohnung. Schmidt hatte sich notdürftig eingerichtet und das Haus in den Wochen darauf nur zum Sport und zum Einkaufen verlassen. Oft hatte sie bis spät in der Nacht auf dem Balkon gesessen. Der Duft der Linden war zu ihr hochgezogen, Nachtigallen hatten geschlagen und ab und zu, wenn sich die Dealer vor einer Razzia warnten, waren Leuchtraketen über den Park gezogen.

Einmal in der Woche ging Schmidt zur Therapie. Die Seelenklempnerin war genau so, wie Schmidt sie sich vorgestellt hatte: eine teigige Frau in zeltartigen Kleidern, die sie mit sanfter Stimme auszuhorchen versuchte. Bisher hatte Schmidt dichtgehalten, aber die Fragen der Therapeutin hakten sich in ihrem Hirn fest und kollidierten mit den anderen Bildern in ihrem Kopf. Dem von Krügers gebeugtem Rücken bei seinem letzten Besuch, zum Beispiel. In Schmidt stieg wieder die Wut hoch. Sie griff zum Telefon und rief Tariq an.

„Yo, Boss?“ meldete er sich.

„Schau heute mal bei Deinen Brüdern in der Hasenheide vorbei, Arab Boy. Irgendwas ist da los“ sagte Schmidt.

„Wird gemacht. Vielleicht komm ich danach noch bei Dir vorbei. So gegen vier?“

„Anytime.“ Schmidt legte auf.

Den Respekt der Kollegen hatte sie noch.

Sie setzte sich mit dem Laptop aufs Sofa. Die Windvorhersagen dümpelten bei zwei Beaufort, aber für den nächsten Tag war Sturm angesagt. Schmidt loggte sich im Forum ein und fragte, wer morgen mitkommen würde. Sekunden später pingte Stormrider sie an:

„Ab eins dort! Küsse aus Tarifa.“

Schmidt lächelte, antwortete, loggte sich aus und nickte sofort ein.

Um kurz nach vier klingelte Tariq sie aus dem Schlaf.

„Hattest Recht.“ Er ließ sich auf einen ihrer Küchenstühle fallen. Mitte zwanzig, Trainingsanzug, Formrasur – der Zivilfahnder sah aus wie jedes zweite Öläuge in Neukölln. „Einer von den Libanesen hat seinen Stash im Park versteckt. Heute war das Zeug dann plötzlich weg und jetzt verdächtigen sie die Afros. Entweder ist das Gras bis heute Nacht zurück, oder es gibt Krieg.“

„Und? Was werdet ihr tun?“

„Tun? Wir?“ Tariq zuckte mit den Schultern. „Nichts. Der Neue wird sich fünf Tage vor Jahresende doch nicht noch die Statistik mit einem Großeinsatz versauen.“

Schmidt stieg die Zornesröte ins Gesicht. „Wie viel?“ fragte sie.

„Halbes Kilo. Class A. In zehn Beuteln. Macht fünf Riesen.“

„Welcher Idiot versteckt so viel Dope im Park? Und wer klaut das?“

„Frag mich“, sagte Tariq. „Das sind Dealer, keine Nobelpreisträger.“

Vor zehn Jahren hatte Tariqs älterer Bruder mit Blei verschnittenes Gras geraucht. Seitdem war er ein Pflegefall. Tariqs Mutter war darüber schwermütig geworden. Tariq war zur Polizei gegangen. Er hasste Dealer. Fast genauso, wie er Autonome hasste. Aber das tat wohl jeder aus der Truppe, der schon mal am Ersten Mai in Kreuzberg an der Front gestanden hatte.

„Sag mal...“, hob Tariq genau in diesem Moment an, „der Typ, mit dem ich dich da gesehen habe? ... Du weißt, dass wir an dem dran sind? Der steht unter Beobachtung.“

Schmidt biss sich auf die Lippen.

„Hey“, sagte Tariq. „Klar find ich das Scheiße, dass du mit so einem in die Kiste springst – aber: wo die Liebe hinfällt.... Nur, ich mach mir Sorgen um dich. Du bist doch total durch den Wind, seitdem du bei uns weg bist, und wenn der Neue mitbekommt, dass du mit einem aus der Weisestraße zusammen bist, kannst du gleich in Rente gehen. Außerdem, was glaubst du, macht dein linker Stecher, wenn der rauskriegt, dass du ne Bullin bist?“

„Danke, ich kann selbst auf mich aufpassen“, sagte Schmidt.

Sie schwiegen sich an.

„Ich geh dann mal“, sagte Tariq schließlich.

„Komm wieder“, sagte Schmidt.

Als Tariq weg war, glitt Schmidt an der Wand hinunter und vergrub den Kopf in den Händen.

Sie hatte die Szene klar vor Augen: Stormrider und sie auf dem Heimweg, schon auf der Weisestraße, kurz vor seinem Haus, The Clash dröhnten auf die Straße. „Noch nen Absacker!“, sagte Stormrider und zog sie in die Kneipe. Der alternde Punk hinterm Tresen begrüßte ihn mit Handschlag. Stormrider nahm zwei Bier und drängte sich dann, den Arm um Schmidt, zum Billardraum.

Ein junger Araber zirkelte gerade seinen nächsten Stoß ab. Er sah kurz hoch, als sie hereinkamen. Für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke - lang genug für Tariq, um die Situation zu erfassen. Schmidt schlug die Augen nieder und fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Im nächsten Moment hörte sie das Klacken des Queues und danach, in der Stille zwischen zwei Songs, das satte Ploppen mit dem die Kugel in die Tasche fiel.

Stormrider leerte sein Bier, dann gingen sie. Sie kannten sich noch nicht lange und waren noch hungrig aufeinander. Später, als Stormrider schlief, zeichnete Schmidt mit dem

Finger die Tätowierung auf seiner Brust nach: „Jedes Herz ist eine revolutionäre Zelle“. Sie hätte nie gedacht, dass so ein Spruch sie einmal anrühren würde.

„Scheiße“, flüsterte Schmidt. Die Rohre an der Wand drückten ihr ins Kreuz. Sie ging steifbeinig ins Wohnzimmer, machte den Fernseher an und starrte blicklos auf die bewegten Bilder. In Gedanken diskutierte sie mit Tariq: Ein Polizist ließ sich nicht mit den Linken ein. Das war ehernes Gesetz. Aber galt das auch, wenn einer einem das Fliegen beigebracht hatte?

Die Panikattacken, die Schmidt in den ersten Wochen zuhause gehabt hatte, waren erst durch das Laufen vergangenen. Am Anfang hatte sie nur in der Hasenheide trainiert, später auch auf dem Flugfeld Tempelhof. Die Kiter waren ihr erst Ende Juni aufgefallen. Es war heiß gewesen an dem Tag, für den späten Nachmittag waren Unwetter angesagt. Auf Tempelhof gab es fast keine Erhebungen und Schmidt wusste, dass es riskant war, dort bei Gewitter zu laufen. Trotzdem hatte es sie aufs Feld gezogen. Sie mochte es, wenn Wetterfronten über die riesige Freifläche in die Stadt hereinrollten.

Das Gelände hatte menschenleer vor ihr gelegen. Unter den bleischweren Wolken war das Licht fahl gewesen; nur ab und zu hatte die Sonne auf den vertrockneten Wiesen zwischen den Rollbahnen aufgegleißt. Dann hatte Schmidt sie gesehen – einen Trupp von vielleicht zehn Kitemännern. Ihre weitgespannten Lenkmatten blähten sich grell vor dem dunklen Himmel. Die Männer lauerten den Böen auf, stießen sich ab und flogen zwanzig, dreißig, manchmal sogar fünfzig Meter weit. Sie drehten Pirouetten in der Luft, landeten geschmeidig, wendeten ihre Boards und setzten zum nächsten Sprung an. Schmidt hatte einmal einen Film über Surfer gesehen und noch lange davon geträumt, nach Hawaii zu gehen. Beim Anblick der Kiter auf dem Feld brandete die alte Sehnsucht wieder hoch.

Sie hatte den Männern zugesehen, bis der Regen sie zu Boden zwang. Am nächsten Morgen hatte Schmidt sich ihre erste Matte und ein Board gekauft. Der Typ im Laden hatte zu ein paar Übungsstunden geraten und ihr die Nummer von Stormrider gegeben. Schmidt hatte einen Teenie-Kiterboy erwartet, aber der Mann, der ihr zwei Tage später auf dem Feld entgegenkam, war in ihrem Alter. Er hatte blonde Dreadlocks und auf seinem T-Shirt stand FTP.

Schmidt wusste, was das hieß.

Sie starrte in das Gesicht des Mannes und versuchte sich zu erinnern, woher sie ihn kannte. War er ihr schon einmal auf den Fersen gewesen, in einem schwarzen Block, der sich immer schneller an die Polizei heranschob und dabei „Hass! Hass! Hass!“ skandierte? Hatte er Krüger bei der letzten Demo hinterrücks niedergetreten? War er mit einer Eisenstange auf Tariq losgegangen, weil er Zivilbulle war?

„Hallo“, sagte der Mann. „Ich bin Stormrider.“ Er streckte ihr die Hand entgegen. Sein Blick war offen. Er war einer der Gewitterflieger.

„Schmidt“, sagte sie und gab ihm die Hand.

Nach sechs Wochen war sie ihren ersten Big Air geflogen, danach war Schmidt süchtig gewesen.

Stormrider hatte sie seinen Männern vorgestellt und über den Sommer hatte Schmidt wie selbstverständlich zu ihnen gehört. Anfangs hatte es sie noch gestört, wenn die anderen in der Dämmerung auf dem Feld einen Joint rumgehen ließen, aber dann hatte sie sich bemüht, locker zu sein, nicht ständig im Dienst.

Dass sie Polizistin war, wusste niemand. Keiner hatte je gefragt. Schmidt war das recht. Sie wusste, dass die Männer die Polizei hassten, weil Bullenhasen Teil ihrer Kultur war, genauso wie Techno hören oder Videoclips von den eigenen Jumps ins Netz stellen. Ansonsten wussten sie nicht viel voneinander. Auch nach Monaten kannte Schmidt nur die Nicknames der anderen: Aeron, Transcender, High Flyer. Keine Telefonnummern, keine Adressen, keine Klarnamen. Fürs Fliegen reichte das. Außerhalb des Felds lief alles über das Forum. Stormrider war der Moderator. Auch hier war er das Alphetier, dem sich alle beugten. Dass Schmidt, die einzige Frau unter dem knappen Dutzend Männern, zu ihm gehörte, hatte nie in Frage gestanden, und sie hatte sich gerne gefügt. Es war ein schöner Sommer gewesen, dachte Schmidt, bevor sie auf dem Sofa einschlieft.

Um viertel vor sieben rissen sie die Martinshörner aus dem Schlaf. Vier Mannschaftswagen mit Blaulicht rasten in die Hasenheide. Kurz darauf kamen die Rettungswagen. Einer zuerst, dann noch zwei. Schmidt stand an der Balkontür und starrte hinunter. Ein Leichenwagen bog gemächlich in den Park.

„Stürmisch draußen“, sagte Tariq, als er drei Stunden später in Schmidts Küche saß. „Ich hab gestern drauf gedrängt, dass wir da reingehen. Aber der Neue wollte nicht – hat stattdessen was von ‚Selbstregulierung‘ gefaselt. Jetzt hat er einen Toten und drei Verletzte. Immerhin ist bei der Selbstregulierung rausgekommen, dass die Afros das Zeug nicht haben. Das war jemand anderes - und die Libanesen haben wohl auch schon ne Ahnung wer.“

„Also weiter Krieg?“ fragte Schmidt.

„Sieht so aus“, sagte Tariq.

Als er ging, war es elf. Zwei Stunden noch, bis Schmidt aufs Feld konnte. Um die Zeit totzuschlagen, sah sie sich noch einmal ihr letztes gemeinsames Video mit Stormrider an. Sein schwarzer und ihre roter Kite hoben sich vor den blaugrauen Wolken ab. Sie umkreisten sich, landeten, setzten wieder zum Flug an, wie die Raubvögel, die manchmal über dem Flugfeld balzten. Die Choreographie ihrer Tricks war von hypnotischer Schönheit, und der Clip war wie ein Lauffeuer durch die Szene gegangen. Aber für Schmidt zählte einzig der Moment, in dem die Kamera sekundenlang auf Tchavos glückseliges Gesicht hielt. Stormrider hatte die Idee gehabt, den Jungen beim Fliegen huckepack zu nehmen, und Tchavo hatte gar nicht mehr aufhören wollen. Schließlich hatten sie ihn abwechselnd

mitgenommen. Schmidt hatte nie Kinder gewollt, aber wenn sie sich an das Vertrauen erinnerte, mit dem sich Tchavo in der Luft an sie geklammert hatte, befiel sie ein ziehendes Bedauern, das lange nicht verging.

Der Junge war irgendwann einfach da gewesen. Er gehörte zu einer der Roma-Familien, die seit Jahren in immer größerer Zahl vom Balkan nach Neukölln kamen. Schmidt war ihm oft begegnet, wenn er mit seinem schäbigen Fahrradanhänger den Kiez nach Pfandflaschen durchkämmte. Eines Nachmittags war er mit seinem Wägelchen auf dem Feld gestanden und hatte ihnen zugesehen – ein kleiner, dicklicher Junge, zwölf, vielleicht dreizehn Jahre alt, mit erstem Flaum auf der Oberlippe. Als Aeron ihn fragte, ob er mal seinen Kite halten wollte, hatte sein ernstes Gesicht aufgeleuchtet. Am nächsten Tag war er wieder dagewesen und am übernächsten. Im Laufe des Sommers war Tchavo ihr Maskottchen geworden. Er hatte ihnen mit den Kites geholfen, abends hatten sie ihn zum Bierholen geschickt und ihm von ihrem Grillgut abgegeben. Wenn sie dann gingen, hatte Tchavo die leeren Flaschen aufgesammelt und war in die Dunkelheit verschwunden.

Um kurz vor eins rief Schmidts Mutter an und Schmidt hatte nicht das Herz, das Gespräch abzuwürgen. Um halbzwei kam sie endlich los. Auf dem Weg sah sie aus der Ferne Tchavo, der mit seinem Anhänger in Richtung Hermannstraße fuhr. Stormriders Kite stand weitab von den anderen über dem Ende des Felds. Die nächsten zwei Stunden flogen sie zusammen. Als es dämmerte, gingen sie zu ihm. Stormrider war braun gebrannt, sein Haar roch nach Tang und Meer. Sie liebten sich - erst gierig, dann behutsam.

„Ich hab dich vermisst, Petra“, sagte Stormrider danach. Er lächelte, leckte an einem Blättchen und baute sich einen Joint.

Schmidt starrte auf den ZipBag mit dem Dope. „Das ist ne Menge Gras“, sagte sie. „Aus Tarifa?“

„Nein. Weihnachtsgeschenk. Von Tchavo. Hat jeder von uns bekommen.“ Stormrider lehnte sich zurück und zog an dem Joint.

„Tchavo hat jedem von euch so einen Beutel geschenkt? Wie viel ist da drin? Zwanzig Gramm? Fünfzig? Wo hat er das her?“

„Was weiß ich. Ist doch egal.“

„Egal?!? Hast Du eine Ahnung, wie viel das wert ist? Wie soll der Junge an sowas drankommen?“

„Gefunden? Beim Flaschensammeln? Der ist doch ständig in der Hasenheide.“

Schmidt merkte, wie sich die Härchen auf ihren Armen aufstellten. „Das ist nicht dein Ernst, Max! Sag, dass Tchavo das Zeug nicht im Park geklaut hat!!“

„Wieso nicht? Der Zigeuner hat das Klauen doch im Blut“, kicherte Stormrider mit weiten Pupillen.

„Bist Du bescheuert? Hast Du ne Ahnung, was passiert, wenn die rauskriegen, dass das Tchavo war? Die haben schon einen umgelegt!!“

„Hey, Süßing, mach Dich mal locker, oder bist Du neuerdings bei den Bullen?“

„Nein“, sagte Schmidt, „schon länger.“

Stormrider richtete sich auf, jede Faser seines Körpers angespannt. „Sag das noch mal“, flüsterte er.

Schmidt presste die Lippen zusammen.

„Sag das noch mal, hab ich gesagt!!!“

„Ich bin bei der Polizei. Schon seit zwanzig Jahren“, sagte Schmidt. Sie stand auf und zog sich schnell und methodisch an. „Da reden wir noch drüber. Du gibst jetzt den anderen Bescheid, dass sie das Zeug zurückbringen.“

„Raus“, sagte Stormrider. „Hau ab!!!“

Er war aufgesprungen und stand kaum einen halben Meter vor ihr - durchtrainiert, fast doppelt so schwer wie sie, die Augen grau vor Hass. Panik stieg in Schmidt hoch. Zwei Jahrzehnte lang war es ihr Job gewesen, solche Situationen in den Griff zu kriegen, jetzt war sie vor Angst gelähmt. Stormrider stieß sie grob zur Tür.

„Hau ab! Verschwinde! Lass dich nie wieder hier blicken, Bullenfotze!“ schluchzte er mehr als das er schrie.

Die Tür fiel hinter ihr zu. Im Haus war es still. Schmidt starrte auf die Graffiti im Hausflur: Fuck The Police! ACAB. Dann rannte sie los, die Treppen runter, die Weisestraße lang, quer über die Flughafenstraße, nach Hause.

Zehn Minuten später hackte sie ihr Forums-Passwort in den Laptop. Der Zugang war gesperrt. Stormrider war schneller gewesen. Schmidt stöhnte auf. Dann fiel ihr das Video ein. Die anderen hatten den Clip kommentiert, vielleicht kam sie wenigstens so an die email-Adressen. Sie ging auf Youtube, aber das Video war weg. Stattdessen brüllte dort jetzt eine Punkband gegen Bullenschweine. Schmidt klickte eilig weg und mailte Stormrider an.

„Bitte Max, es geht nicht um dich und mich. Die bringen Tchavo um. Das Zeug muss zurück!“

Seine Antwort kam postwendend. „Heul dich doch bei deinen Kollegen aus, Bullenschlampe.“

Schmidt schlug mit der Faust auf den Tisch. Was sollte sie denn ihren Kollegen erzählen? Dass sie den Sommer mit einem Haufen kiffender Kiter abgehangen hatte? Dass sie ein Autonomenliebchen war und Angst um einen kleinen Zigo hatte? Tariq hatte recht: Da konnte sie sich gleich die Kugel geben.

Und selbst wenn sie mit der Geschichte zur Polizei ging, was sollte die dann tun? Alle Dealer einknasten? Da, wo die herkamen, warteten genügend Leute, um die Lücken sofort wieder zu schließen. Tchavo in Sicherheit bringen? Klar, Berlin hatte ja so viele

Zeugenschutzprogramme für intellektuell minderbemittelte Klaukids. Aber vielleicht sollten die Bullen den Dealern ja auch einfach nur ein Pfund Dope aus der Asservatenkammer schenken, damit sie die Finger von Tchavo ließen?

Nein, Schmidt musste das alleine regeln. Sie hatte noch ein bisschen Geld. Vielleicht würde das reichen, um die Dealer ruhig zu stellen. Tariq würde das vermitteln können. Sie stellte ihr Handy an, um den Zivilfahnder anzurufen und sah, dass er mehrmals versucht hatte, sie zu erreichen. Jetzt war sein Handy abgestellt und die Mailbox sprang nicht an. Schmidt rief Marlies an. Marlies war Sozialarbeiterin, sie waren so was wie befreundet.

„Wenn jemand von deinen Leuten Tchavo kennt, soll er mir sofort Bescheid geben“, sagte Schmidt.

„Klar“, sagte Marlies. „Versuch jetzt zu schlafen, Petra. Du bist für diesen Scheiß nicht verantwortlich.“

„Was weißt denn Du“, dachte Schmidt. Sie hatte den ganzen Sommer über weggeschaut, sich nicht gekümmert. Und jetzt kam die Rechnung. Es war alles ihre Schuld.

Um vier nahm sie zwei Schlaftabletten. Drei Stunden später war sie wieder wach. Tariqs Handy war immer noch abgeschaltet. Schmidt überlegte kurz und beschloss dann, selbst mit den Dealern zu reden. Sie streifte durch den noch dämmerigen Park, aber die Dealer waren wie vom Erdboden verschwunden. Der Park war leer. Schmidt lief ratlos und alleine durch den Regen. Schließlich verlegte sie sich darauf, Tchavo zu suchen. Sie ging jedes Internetcafé, jede Dönerbude, jede Bar und jedes gottverdammte Casino im Kiez ab, bis ihr das Dauerdudeln der Spielautomaten wie Tinnitus im Ohr hing. Niemand wollte Tchavo gesehen haben. In immer kürzeren Abständen versuchte Schmidt, Tariq zu erreichen. Sein Handy war immer noch tot.

Gegen zwei rief Marlies an. „Ohne den richtigen Name von dem Jungen, bringt das nichts“, sagte die Sozialarbeiterin.

„Tchavo. Hab ich doch gesagt.“

„Das ist kein Name. Das heißt einfach nur ‚Junge‘ auf Romanes.“

„Ich versuchs noch mal im Park“, sagte Schmidt.

Die Hasenheide lag immer noch verwaist. Schmidt hielt sich jetzt nicht mehr an die Hauptwege sondern schlug sich durchs Gebüsch. Das Wägelchen lag umgekippt direkt hinter dem Jahn-Denkmal.

„Tchavo?“ rief Schmidt. „Tchavo?“

Der Regen tropfte still aus den Ästen. Auf dem Boden lag eine Faustvoll schwarzer Haare. Schmidt war plötzlich eiskalt. Sie setzte sich auf das Wägelchen. In diesem Moment rief Tariq an.

„Ich sitz in der Scheiße“, sagte Tariq, noch bevor Schmidt etwas sagen konnte.

Er klang sehr weit weg.

„Der Neue sagt, ich hätte ihn nicht ausreichend über die Gefahrenlage informiert. Der macht mich fertig, Petra. Ich weiß nicht was ich tun soll.“ Tariq weinte.

Schmidt legte auf. Sie blieb reglos sitzen. Der Regen lief ihr in den Kragen. Als es dämmerte, ging sie nach Hause. Sie duschte und saß dann in der dunklen Küche.

Um fünf sendete ihr Handy eine Terminerinnerung: In einer Stunde war die nächste Therapiesitzung. Tränen schossen Schmidt in die Augen. Sie würde der Therapeutin alles erzählen. Sie zog sich an. Sie musste sich beeilen. Sie durfte den Termin nicht verpassen.

Vielleicht gab es doch so etwas wie Vergebung.